

VERDARZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 38.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 6. Oktober 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W. exkl. Stempel.

36. Jahrg.

Der Gespensterhund.

Novelle von G. Hermslein.

Nachdruck verboten.

„Ist das Fräulein mit meinen Kindern schon da?“
„Nein, gnädige Frau.“
„Würde ich Frau Karwege stören, wenn ich bei ihr auf sie wartete?“

„Gewiß nicht.“
Das Mädchen öffnete die Thür und ließ die in einen jugendlichen, aber sehr kostbaren Frühlingsanzug gekleidete, noch schöne Frau in ein einfaches Zimmer eintreten.

„Ich bitte Sie, liebe Frau Karwege, sich durch meine Gegenwart nicht einen Augenblick von Ihrer Arbeit abhalten zu lassen; ich habe mir die Freiheit genommen, die Kinder mit der neuen Erzieherin hierher zu bestellen.“

„Also ist Fräulein Wolf wirklich abgegangen? So schnell! Die dritte in der kurzen Zeit! Und wieder nur wegen des Gespensterhundes?“

„Ja. Jetzt habe ich allen meinen Leuten und den Kindern verboten, vor ihrer Nachfolgerin den unsinnigen Aberglauben zu erwähnen.“

„Ist es ein angenehmes Mädchen?“
„Angenehm und interessant; hat nur den einen Fehler, daß sie zu ernst ist. Welch ein wundervolles Sofa! Wer hat das bestellt?“

„Eine Baronin Saurma. Für Doktor Burkhard. Das neunzehnte ungefähr, das ich für ihn im Namen dankbarer Patientinnen anfertige,“ erwiderte die andere mit einem Gesicht, das, da es lächelte, nur aus Mund zu bestehen schien, so schmal und mager war alles daran.

„Seine künftige Frau wird Divans damit zusammenstellen,“ sagte die Dame.

„Glauben Sie, daß der Doktor jemals heiraten wird?“
„Warum sollte er nicht? Uebrigens, was für eine Geschichte ist das mit seiner Verlobung? Da Sie mit ihm befreundet sind, so müssen Sie sie kennen.“

„War er verlobt?“
„Solch eine Heuchlerin! Meine Schwägerin Agathe fragt an, ob das derselbe Josef Burkhard sei, der zwölf Stunden hindurch Bräutigam war, ohne es zu wissen?“

Frau Karwege langte nach einem Strähchen gelber Seide, und während sie dasselbe mit einer dunkleren Schattierung verglich, erwog sie, daß durch die halbe Kenntniss einer Sache schon oft sehr viel mehr Unheil angerichtet worden ist, als durch die vertrauensvolle, schonende Mitteilung der ganzen.

„Es ist das Sonderbarste, das ich je erlebt habe,“ sagte sie, „und wenn ich es Ihnen erzähle, gnädige Frau, so rechne ich dabei auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit.“

„Die verspreche ich; hier meine Hand darauf.“

Frau Karwege nickte befriedigt, entschied sich für das dunklere Gelb und sprach: „Darf ich arbeiten, während ich rede? Denn das Kissen muß bis heute Abend fertig sein. Doktor Burkhard war damals Hilfsarzt an der chirurgischen Anstalt, etwa achtundzwanzig Jahre alt und ein lustiger, lieber Mensch. Vom Heiraten mochte er nichts wissen, er sagte oft zu meinem Bruder: ein Mann könne diese Thorheit nie spät genug begehen.“

„Das paßt ebenjogut für die Frauen,“ bemerkte die Zuhörerin vom Sofa aus.

Frau Karwege lachte mit kurzem, spöttischem Tone. „Würden wir es glauben, bevor wir uns Lehre gekauft haben? Nun traf es sich, daß ihn ein Studienfreund, der als Schiffsarzt bis nach China gereist war, gerade an dem Tage besuchte, da der jährliche große Ball seines Vorgesetzten, des Medizinalrats, stattfand, zu dem die ganze Stadt geladen war. Ich auch. Es war die Zeit, da ich zu den ‚oberen Behntausend‘ gehörte.“

„Sie gehören noch heut —“

„Ach nein, nicht das, gnädige Frau,“ wehrte die Sprecherin gleichmütig ab. „Zufällig war ich verhindert, auf diesem Feste zu erscheinen, sonst hätte ich mich ins Mittel gelegt. Denn der Doktor, der mit seinem Freunde Seft getrunken hatte den Nachmittag über, kam in einer Verfassung auf diesen Ball — Sie verstehen — er war im siebenten

Himmel, schwebte nur so über diese Erde, zumal sie aus glatten Parkett bestand, und war der Schrecken aller Damen mit wissenden Augen.

Aber ein Mädchen war da, das wußte noch nichts von dieser Welt, eine verwaißte Nichte des Medizinalrats, ein rundes, frisches, herziges Ding von sechzehn Jahren mit

prachtvollen braunen Zöpfen ... die Farbe ganz so wie diese Schattierung des welken Blattes. Sie war den Tag vorher aus der Pension gekommen. Der Doktor die kleine Genoseva sehen und sich in sie verlieben, war eins; ihr das gestehen, das zweite; ihr in einem Nebenzimmer zu Füßen fallen und ihr schwören, daß er ohne sie nicht leben könne, war das



Mittagschlächchen. Gemälde von Herm. Lang.

dritte. Mein Bruder hat ihn mit eigenen Augen knien sehen. Die Kleine nahm alles dies selbstverständlich für bare Münze, hörte seine Liebeschwüre gerührt an und verlobte sich mit ihm. Aus reinem Mitleid vielleicht, denn es ist unglaublich, wie dumm wir mit sechzehn Jahren sind. Endlich nahm mein Bruder ihn unter den Arm und brachte ihn sicher nach Hause.

Als der Doktor den nächsten Morgen aufwachte, vermisste er seinen Siegelring und sah dafür an seinem kleinen Finger ein schmales Goldreißchen mit einem Bergißmeinnicht aus Türkisen. Sein Erstaunen darüber war grenzenlos, denn er erinnerte sich nicht im entferntesten, wo er das gekauft haben konnte. Mittags bringt ein Bote ein Briefchen in steifer, schöner Kinderhand — ich habe das alles gesehen, deshalb kann ich es Ihnen so ausführlich beschreiben — mit folgendem Inhalt:

„Geliebter Josef, Onkel und Tante habe ich auf Deinen Antrag vorbereitet, also komme ohne Furcht. Es wartet auf Dich Deine Genoseva.“

Jetzt denken Sie sich das Entsetzen des Ehefeindes. Er stürmte aus dem Hause und zu uns. Unglückseligerweise war mein Bruder mit einigen Herren zum Frühschoppen gegangen, und der Doktor suchte ihn im Klub auf. Der Zübel, mit dem er empfangen wurde, machte ihn nicht stutzig, er rief: „Kann mir jemand von Ihnen Auskunft darüber geben, wer Genoseva ist?“ Alle wollten sich ausschütten vor Lachen und hinderten meinen Bruder, ihn in ein anderes Zimmer zu ziehen. „Und woher dieser Ring kommt?“ Die Herren wanden sich vor Vergnügen; wer etwa noch einzeln an einem Tische geessen hatte, kam heran und hörte die fabelhafte Kunde, daß Burkhard nicht wußte, wer Genoseva sei. Und Sie mögen es glauben oder nicht, gnädige Frau: er weiß es bis zum heutigen Tage nicht, denn er hat sie nie wieder gesehen. Sie reiste noch denselben Nachmittag ab, nachdem der Doktor an den Medizinalrat geschrieben und ihn um Entschuldigung gebeten hatte, falls er sich in seinem Hause auffallend betragen haben sollte; er sei beauftragt gewesen und wisse nicht, was er etwa gethan und gesagt habe.

„Das ist ja eine böse Geschichte!“ sprach die Zuhörerin kopfschüttelnd.

„Gewiß; eine böse, böse Geschichte. Wie ein Lauffeuer ging sie durch die Stadt. Alle Damen machten der Frau Medizinalrätin ihren Beileidsbesuch, und das Aufsehen wurde so groß, daß auch der Doktor fort mußte. Ja, noch schlimmer: der Ruf dieses Abenteurers folgte ihm überallhin. Er, der eine Mutter und zwei Schwestern zu unterstützen hatte, fand — jedenfalls auf Anstiften des Medizinalrats — Anstellung an keiner Anstalt mehr und war nahe daran, sich totzuschießen. Mein Bruder war es, der ihn damals zwang, seine Abneigung vor einer Privatpraxis zu überwinden, und ihn so vor dem Neuesten zurückhielt.“

„Entsetzlich! Und was wurde aus jener Genoseva?“

„Ich weiß es nicht. Aber wenn ich sie heute sähe — nach zehn Jahren! — ich würde sie an ihren schönen Zöpfen und den lustigen Augen auf der Stelle wiedererkennen.“

Frau Karwege schaute hier zufällig auf, und ihre eigenen Augen wurden im Nu so groß und starr, als erblickten sie ein Gespenst.

„Da sind Sie ja, Fräulein Eva. Fräulein Müller — Frau Karwege,“ sagte die Dame vorstellend. „Sie sind so leise eingetreten, daß ich Sie nicht kommen hörte. Wo bleiben die Kinder?“

„Sie sind mit Ihrem Herrn Gemahl, dem wir unterwegs begegneten, nach Hause gefahren.“

„Um so besser, so können wir unsere Besorgungen schneller erledigen. Leben Sie wohl, liebe Frau Karwege; vielen Dank. Fräulein Eva, wenn Sie einmal in der Stadt eines Rates bedürfen: diese Dame ist die klügste und lebenswürdigste Frau auf zehn Meilen im Umkreise.“

Fräulein Eva, ein schlankes Mädchen mit knabenhaft kurzem dunklem Haar und finsternen Augen, verbeugte sich schweigend und schritt hinter den beiden aus dem Zimmer, nachdem sie mit raschem Entschluß ihren Sonnenschirm an einen Stuhl gelehnt und zurückgelassen hatte.

Draußen im Flur beugte sich die Dame zu Frau Karwege hinab und flüsterte ihr ins Ohr: „Versprechen Sie mir, über den Gespensterhund zu schweigen.“

„Bis zu dem Tage, da ich merke, daß Sie zu dem Doktor oder irgend einer andern Person von der Verlobungsgeschichte gesprochen haben,“ gab Frau Karwege ebenso zurück. Fräulein Eva verneigte sich noch einmal, ohne die Augen aufzuheben, und stieg leicht und anmutig die Treppe hinab.

Fünf Minuten später ließ sie sich durch Frau Karweges Mädchen bei dieser wieder anmelden.

„Ich bitte um Entschuldigung, ich habe meinen Sonnenschirm hier vergessen,“ sagte sie, indem sie über die Schwelle trat.

„Fräulein Genoseva Müller! Sie hier!“ rief Frau Karwege leise, als das Dienstmädchen hinaus war.

„Warum nennen Sie mich mit diesem verhassten Namen? Woher kennen Sie mich? Weshalb erzählten Sie Frau Hertwig meine Geschichte?“

„Vor allen Dingen werden Sie ruhig, Kind,“ sprach Frau Karwege liebevoll. „Sie haben auf der Welt keine wärmere Freundin als mich. Entsinnen Sie sich nicht mehr der Toni Hübner, mit der die kleine Genoseva in den Weihnachtstagen so gern Schlittschuh lief? Ja, sehen Sie mich nur an; damals hatte ich noch Fleisch auf den Wangen und richtige menschliche Arme anstatt Stecken, aber mein Herz ist das alte geblieben, das sollen Sie noch wiedererkennen. Nicht Ihre, sondern Burkhard's Geschichte erzählte ich, und ich hatte Frau Hertwig gegenüber meine Gründe dazu. Wissen Sie, daß der Doktor hier lebt?“

„Ich sah und sprach ihn schon am ersten Tage.“

„Erkannte er Sie?“

„Nein.“

„So sind Sie also sicher.“

„Wie auf einem Pulverfasse.“

„Setzen Sie sich, Sie sehen erschöpft aus.“

„Ich habe keine Zeit. O, daß nun auch Sie —! Aber warten Sie noch mit der Aufklärung — vier Wochen, sechs — nur so lange, bis ich eine neue Stellung habe. Oder ich gehe nach England zurück — ja, das ist das Beste; ich will sofort —“

„Sie werden hier bleiben,“ sprach Frau Karwege mit Entschiedenheit. „Was für ein mildes, leidenschaftliches Mädchen Sie sind! Noch ganz wie damals, als die langen Zöpfe nur so um den Kopf flogen, wenn man sich erlaubte, über eine Sache anders zu denken als die kleine Pensionärin... Also auf Eva haben Sie Ihren Namen abgekürzt?“

„Ja.“

„Und die schönen, schönen Zöpfe abgesehnitten.“

„Sie waren ein Kennzeichen.“

„Für wen? Sie konnten nicht annehmen, daß Sie Burkhard je wieder begegnen würden.“

„O, die Erde ist so klein! Und die vielen anderen, die meine Schande miterlebt hatten! Dennoch half es nichts. Ich war noch keine vierzehn Tage im Seminar, da hatte ich den Spitznamen ‚die einseitige Braut‘. Als ich ein halbes Jahr in meiner ersten Stellung war, merkte ich an Anspielungen, daß mein Geheimnis verraten war. Ich ging in einen anderen Teil der Provinz und begegnete dort einer Dame aus meiner Vaterstadt. Da reiste ich nach England und blieb sieben Jahre drüben. Sieben Jahre... es ist lange für jemanden, der an Heimweh leidet. Zuletzt hielt ich es nicht mehr aus; ich kam nach Deutschland zurück, nahm Stellung in einer fremden Provinz, um nur durch nichts an die Vergangenheit erinnert zu werden — und die erste Person, die ich auf dem Bahnhof sehe, ist Doktor Burkhard! Ich gehe auf Frau Hertwig's Rat heute endlich einmal in die Stadt — und das erste, was ich dajelbst höre, ist meine eigene Geschichte!“

Diesmal lachte Frau Karwege, aber mit einer Thräne im Auge. „Und dennoch liegt alle Gefahr, sofern überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, ausschließlich in Ihrer Einbildung,“ sagte sie, „ein Kampf mit Windmühlensflügeln... es ist klar, daß Sie dabei der unterliegende Teil sein müssen.“

„Natürlich, und ich wollte nur, die Windmühlensflügel schlugen mich tot, damit die Sache ein Ende hätte.“ Hier bückte sich das junge Mädchen nach dem Schirm, reichte der andern die Hand und ging hinaus. Aber Frau Karwege folgte ihr, legte draußen ihre mageren Arme um Evas Gestalt und sagte noch einmal beschwörend: „Fräulein Müller, bleiben Sie hier! Der Doktor kann Sie unmöglich erkennen, da Sie sich so sehr verändert haben, und dabei sehen Sie so jung aus, so jung! Auch nicht Ihr Name kann Sie verraten — Müller, ich bitte Sie, ein Sammelwort, kein Eigenname! Bei mir selbst ist Ihr Geheimnis begraben wie in einem Mausoleum. Bleiben Sie hier! Die Stellung im Hertwig'schen Hause ist die günstigste vielleicht der ganzen Provinz.“

„Ich habe mich bereits am Tage meiner Ankunft gemeldet,“ entgegnete Fräulein Müller finster, küßte plötzlich Frau Karwege auf die Wange und eilte die Treppe hinab, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Als sie dann mit Frau Hertwig durch die Straßen ging, erzählte diese ihr, daß die Sünderin aus guter Familie sei, die Tochter eines Landgerichtsrats, die sich gegen den Willen ihrer Eltern vor neun oder zehn Jahren mit einem Klavierlehrer verheiratet und nach zweijähriger Ehe sich von demselben getrennt hatte. Zu stolz, zu ihren Eltern zurückzukehren, ernähre sie sich hier durch Handarbeiten, und eine ungewöhnliche Begabung für das Entwerfen neuer Muster habe sie bereits zu einer Art Berühmtheit in der Stadt erhoben.

Während die Damen noch über Frau Karwege redeten, wobei Eva sich in acht zu nehmen hatte, ihre frühere Bekanntschaft mit derselben nicht zu verraten, kam ihnen auf der andern Seite der Straße ein großer, blonder Herr entgegen, der, als er die beiden sah, über den Fahrdamm hinüber und auf sie zuschritt.

„Entsinnen Sie sich Doktor Burkhard's noch?“ fragte Frau Hertwig. „Er war zufällig auf dem Bahnhofe, als Sie ankamen. Guten Tag, Herr Doktor, warum beteiligten Sie sich gestern nicht an unserer Gesellschaft?“

„Weil es von allen Tagen der Welt gerade gestern dem Söhnchen des Bürgermeisters einfallen mußte, sich den Arm zu brechen, als ich im Begriff war, zu Ihnen hinauszugehen. Darf ich Sie begleiten, gnädige Frau?“ Er nahm, ohne die selbstverständliche Bejahung abzuwarten, Fräulein Müller das Paket mit den eingekauften Sachen aus der Hand und erkundigte sich dabei, ob sie sich hier bereits heimisch fühle.

Ihr leises, mit gesenkten Lidern und beinahe kurzatmig gesprochenes Ja machte ihm den Eindruck der Schüchternheit; als sie jedoch wenige Minuten darauf, während von einem der gestrigen Besucher die Rede war, Frau Hertwig fragte: „Ist das der Herr mit dem Nacken bis an die Nase?“ blickte er sie schärfer an und entdeckte Linien um Mund und Augen, die von Geist und Welterfahrung sprachen. Jrgend etwas in ihrem ruhigen, jungen, ein wenig blaffen Antlitz redete mit eigenem Zauber zu seiner Seele. Gleich nach ihrer Begrüßung auf dem Bahnhofe war es ihm gewesen, als habe er dieses Gesicht schon einmal gesehen, während einer Reise, auf einem Bilde, oder in einem lieben Traume.

„Ja,“ hatte Frau Hertwig auf Evas Bemerkung be-

lustigt erwidert, „Herr Möllner ist auffallend häßlich, aber zugleich ungewöhnlich geistig.“

„Nicht sein Verdienst; häßliche Männer sind geborene Philosophen,“ meinte das junge Mädchen.

Doktor Burkhard strich sich schmunzelnd über den kurzen Vollbart und sagte: „Sehr verbunden.“

„O, es giebt natürlich auch Ausnahmen,“ entgegnete sie trocken.

Jetzt lachte Frau Hertwig gerade heraus. „Fräulein Eva ist nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, wie ihre Vorgängerin,“ rief sie.

„Das lobe ich mir,“ sprach er. „Wir brauchen also nicht zu fürchten, daß Fräulein Müller — oder darf ich Sie gleichfalls bei Ihrem Vornamen nennen? Ich habe eine alte Abneigung gegen den Namen Müller — daß Fräulein Eva vor dem Gespensterhunde ausreißt.“

Da war das Wort gefallen! Frau Hertwig erschrak so, daß der Doktor merkte, er habe eine Unvorsichtigkeit begangen.

Mit wunderbar fragendem Blick sah das junge Mädchen zu seiner Nachbarin auf. „Der Gespensterhund? Was ist das?“

„Nichts als dummes Zeug!“ rief diese eifrig. „Ein dreibeiniger Pudel, der sich nachts vor unserm Hause umhertreiben soll und den noch nie jemand von uns gesehen hat.“

„Vor dem sich aber alle fürchten? Was für närrisches Zeug die menschliche Einbildungskraft zuweilen erfindet!“

„So glauben Sie nicht an Geister?“ erkundigte sich Frau Hertwig erleichtert.

„Diese Frage wage ich nicht unbedingt zu verneinen, gnädige Frau; aber an dreibeinige Pudeln glaube ich bestimmt nicht,“ antwortete Eva heiter.

Doktor Burkhard verwandte kein Auge von ihr. „Wenn ich doch wüßte,“ sagte er, „wem Sie so ähnlich sehen!“

„Ich habe auch schon darüber nachgedacht,“ meinte mitten in Evas jähen Schreck hinein Frau Hertwig, „und nun Sie plötzlich so finster und abwehrend dreinblicken, weiß ich es endlich: dem Kaulbachschen Bilde vom Heideröseln, trotz Ihres kurzen dunklen Haars.“

„Ganz recht,“ stimmte der Doktor harmlos und offenbar vollkommen überzeugt bei, und Eva strich mit dem Taschentuch über ihre zitternden Lippen und sagte dann mit ruhiger Stimme: „Ich habe noch nie einen Menschen gesprochen, der mich nicht einer andern Person oder einem Bilde ähnlich gefunden hätte; es scheint das Los solcher Allerweltsgesichter.“

„Im Gegenteil, es sind nur die ungewöhnlichen, die ausdrucksvollen, denen man dies nachsagen kann,“ behauptete Burkhard, „ein alltägliches Gesicht bietet in seinen einzelnen Zügen keinen Anhaltspunkt für das Gedächtnis. Uebrigens ist, Ähnlichkeiten zu entdecken, ein Vorrecht der Frauen, und im allgemeinen habe ich nicht die mindeste Begabung dafür.“

Mittlerweile waren die drei von der Straße auf eine Promenade gelangt, die, aus den breiten Gräben der ehemaligen Festung hergestellt, sich rings um dieselbe in entzückenden Wald- und Parkanlagen hinzog. Es gab kleine Berge und Schluchten darin, Wiesen, kunstvoll verschlungene Pfade, und wo immer ein freier Platz dies gestattete, den herrlichsten Blick auf das Gebirge, welches in gewaltigem Halbkreis Stadt und Land umfäumte. Noch war es früh im Jahre, die Bäume setzten eben erst in dicken harzigen Knospen ihre Blätter an, nur einige wenige Sträucher, Flieder und Spiräengebüsche hatten sich vorwiegend schon mit grünen Blättchen herausgewagt. In den Zweigen tönten leise, wie zum Versuch, die ersten süßen Triller und sehnlichstvollen Lockrufe der heimgekehrten Singvögel, und über den Baumwipfeln spannte sich ein Himmel, klar, wolkenlos, wie eine unermessliche leuchtende blaue Kuppel.

Evas Blick verlor sich mit einem sonderbaren Ausdruck in diese schimmernde Unendlichkeit, doch andere Stimmen redeten dabei zu ihrem Herzen, wie die ahnungsreichen frühlichen Stimmen des Frühlings. Inessen war es keine Zeit für persönliche Betrachtungen, die Unterhaltung drehte sich noch um den vorigen Gesprächsstoff, und sie mußte wünschen, derselben eine andere Richtung zu geben. Deshalb sagte sie: „Wir hatten in London einen Kutscher, der eine so große Ähnlichkeit mit Mendelssohn-Bartholdy besaß, daß ich nie aufhörte, mich darüber zu verwundern, daß der Mensch nicht wenigstens musikalisch war. Aber diese Eigenschaft fehlte ihm gänzlich, wie allen übrigen seiner Landsleute; England ist ein so durch und durch unmusikalisches Land, daß selbst die dortigen Zigeuner die Gabe der Musik verloren haben.“

Und was sie mit dieser Bemerkung bezweckt, gelang ihr: das Gespräch wandte sich auf ihren Aufenthalt im Auslande, und sie konnte freieren Gemüts den Heimweg fortsetzen. Das Hertwig'sche Landhaus lag mitten unter anderen seinesgleichen außerhalb der Stadt, von deren Mittelpunkt für einen tüchtigen Fußgänger etwa eine Viertelstunde entfernt, ein altes, bequemes, einstöckiges Haus, nach dem Hofe zu von einem Gemüsegarten, nach der Straße von einem hübschen kleinen Park umgeben, dessen Gruppen seltener Nadelbäume und gut gehaltene Rasenplätze wie eine grüne Dase hinter dem kunstvollen Eisengitter prunkten.

Im Hofraum schob der Kutscher eben den seinen offenen Wagen in den Schuppen, lehnte die Deichsel zurück und schloß die Thür. Beim Umwenden bemerkte er durch die Bäume des Gartens hindurch — ein richtiges Kutscherauge sieht bekanntlich durch Bretter — die drei von der Promenade Herüberkommenden und rief in ein geöffnetes Fenster des Erdgeschosses hinein: „Betty, die Mama.“

Sofort öffnete sich die Thür des Zimmers, und ein reizendes Mädchen von zehn Jahren, behend und zierlich, die goldigen Locken durch ein hellfeidenes Band zusammengehalten,

sprang die Treppe des Vorderhauses hinunter, langsam gefolgt von einem andern, um ein Jahr älteren, jedoch im Wuchs zurückgebliebenen Kinde, das schwerfällig hinterdrein hinkte.

Frau Hertwig war der kleinen Betty entgegengelassen, streich ihr jetzt zärtlich über das Haar und sprach dabei streng zu ihrer andern Tochter: „Warum hast du den Geradhalter ausgezogen, Paula?“

„Er drückte so,“ erwiderte das Kind mit gefurchter Stirn, wodurch das krankhaft blasse aufgeschwemmte Gesicht noch unvortheilhafter aussah, als von Natur.

„Du weißt doch, daß der Herr Doktor dir das Abnehmen am Tage verboten hat.“

„Papa hat es mir erlaubt,“ erwiderte Paula trotzig, ging jedoch auf Burkhard zu, reichte ihm die Hand, und die tiefliegenden großen grauen Augen zu ihm aufhebend, sagte sie grollend: „Es thut zu weh; manchmal kann ich es gar nicht aushalten.“

„Nun, das wird sich schon geben, zuletzt wirst du mich noch bitten, daß du ihn auch in der Nacht anbehalten darfst, kleines Hinfelbeinchen,“ sprach Burkhard in einem Tone so liebevoll tröstender Heiterkeit, daß das Kind lächelte, Evas hingestreckte Rechte wie in heimlichem Einverständnis an sich drückte und zu ihr emporklüftete: „Glauben Sie das auch, Fräulein?“

„Wenn es der Herr Doktor sagt!“ entgegnete das junge Mädchen ermutigend mit einem Blick des innigsten Erbarmens.

Jetzt standen sie alle an dem Eingang zum Garten. Der Arzt mit Rücksicht auf einen noch abzutragenden Krankenbesuch in der Stadt es ablehnen mußte, mit in das Haus einzutreten, so empfahl er sich hier. Frau Hertwig übernahm das Paket und reichte ihm die Hand. Betty machte einen koketten Knix, und Paula, jetzt artig und durchaus kindlich, hörte ergeben seine Ermahnungen an, sich in betreff des Geradhalters zu überwinden.

„Gehab' dich wohl, mein Humpelchen,“ schloß er freundlich, streichelte ihr mit dem Zeigefinger liebevoll die Wange, und sah sich nach Eva um. Diese war bereits hinter das Gitter getreten, schien in die Betrachtung der grünen Blattknospen eines Fierzstrauches vertieft und verneigte sich von ihrem Standort aus ernst und kühl auf seinen besüßigen Abschiedsgruß.

(Fortsetzung folgt.)

Philippine Weller als Hausfrau.

Von Wolfgang Brachvogel.

Nachdruck verboten.

Die Augsburgische Patrizierstochter ist schon oft wegen ihrer Schönheit, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit gepriesen worden, die Dichter haben ihre seltsamen Schicksale auf die Bühne gebracht, und die Maler haben einzelne Momente ihres Lebens auf riesigen Bildern verewigt, aber von der Hausfrau Philippine, so wie sie in aller Stille und Geschäftigkeit auf Ambras, dem weitgeschauenden Herrnsitze am Mittelgebirge bei Innsbruck gewaltet, hat man noch nicht gesprochen, und ich meine, das sollte unsere Frauen doch auch ein wenig interessieren.

Die deutsche Volkseele ist eine Dichterin, ihr ist der reiche Schatz unserer Mährchen und Lieder entsprungen, die an langen Winterabenden in der warmen Kinderstube erzählt werden, die an lauen Frühlingstagen auf der blumigen Wiese erklingen — am liebsten aber beschäftigt sie sich mit der vaterländischen Vergangenheit; wen sie sich erkoren, den umspinnst sie mit einem goldenen Strahlennetz, und zu ihren Lieblingen gehört Philippine Weller. Es ist kaum je über eine Frau so viel geredet worden, wie über das Bürgerkind, das den Kaiserjohn geheiratet hat, und so ist's gekommen, daß das Bild, welches noch jetzt in der allgemeinen Vorstellung von ihr lebt, nicht echt, ja nicht einmal ähnlich ist. Aber, obwohl der Schleier, den die Sage um Philippinen gewoben hat, durch die neueste Forschung zerrissen worden ist, bleibt in ihrer Herzensegichte doch so viel Poesie übrig, wie in den meisten Romanen, welche die dichterische Phantasie oder das Leben eronnen, ja gerade durch die Forschung ist eine solche Menge poetischer und romantischer Züge ermittelt worden, daß es keiner Zutaten weiter bedarf, um die „guedigste Frau in Ambras“, wie sie in unzähligen noch vorhandenen Witzschriften meist angeredet wird, als eine der anmutendsten Frauen aller Zeiten erscheinen zu lassen.

Freilich muß ich meinen Leserinnen, was das Äußere Philippinen anbetrifft, eine kleine Enttäuschung bereiten: sie war nämlich keineswegs von jener krankhaften, fast bestischen Zartheit, die man ihr angebildet hat; denn bekanntlich erzählt der Diener, welcher die Fremden im Schlosse Ambras herumführt, jedesmal mit großem Pathos als „Thatsache“, man habe, wenn sie Rotwein trank, diesen bei ihr durch den Hals rollen sehen. Das kann kaum der Fall gewesen sein; sie war weit über Mittelgröße und dabei von sehr stattlicher Gestalt; ihr Gesicht zeigt, wie Hirn berichtet, „griechisches Profil, hohe Stirn, feingeschnittene, hochgestülpte Nase, ebenmäßigen, eher kleinen Mund und spitzes Kinn; der Ausdruck der vollen Gestalt ist ebenso Majestät wie Anmut. Wenn nicht der kräftige Bau, so mahnt kaum etwas an den bürgerlichen Stammbaum des Augsburgers Bürgerkindes.“ Da, meine ich, geht der Innsbrucker Historiker zu weit, es scheint mir vielmehr, Philippine habe vollkommen den Schönheitsbegriffen ihrer Zeit entsprochen; Rubens und andere haben es uns ja überliefert, was man damals für schön gehalten, und danach muß Körperfülle als ein ganz hervorragender Reiz gegolten haben. Uebrigens brauchen wir uns, was ihre Gesichtsbildung anbetrifft, nicht auf ein anderes Zeugnis zu berufen, denn das Innsbrucker Ferdinandum bewahrt zwei Medaillen auf, von denen die eine den Eindruck großer Ähnlichkeit macht und wohl aus den letzten Lebensjahren der Fürstin stammt; es ist ein lebenswürdiges, volles Gesicht mit einem feinen charakteristischen Profil, dessen Schönheit nur durch die stark gewölbte Stirn beeinträchtigt wird; den Mund umspielt ein freundliches Lächeln, und das Kinn ist gerundet; unter einem kleinen Hut à la Henri III umfängt ein weitmaschiges Netz

das Haar, das nur an den Schläfen in leichtem Wellenscheitel hervorquillt. Das unähnlichste Bild ist jedenfalls das allbekannteste in der Ambraser Sammlung zu Wien, von dem ich fast annehmen möchte, daß es überhaupt irrtümlich als ein Porträt der Wellerin bezeichnet wird.

Während bisher über Philippinen's tägliches Leben nichts bekannt war, sind uns in neuester Zeit eine Anzahl Handschriften zugänglich gemacht worden, in denen wir die Herrin von Ambras beobachten können bei ihrem Tagewerk, belauschen bei ihrem Thun und Treiben, ja sogar in ihrer Kammer, in die wohl kein profanes Auge gedrungen sein mag, wenn sie allein mit ihrem Gott war — im Gebet. Es sind unscheinbare Hefte, der Wellerin Kochbuch, ihre Arzeneimittel, ein paar von ihr komponierte Lieder, ihr Gebetbuch und das Diarium, welches ihr Leibarzt, der berühmte Georg Handjch, geführt. Und aus diesen fünf Büchlein, von denen sie die ersten vier selbst geschrieben, tritt sie uns lebendig entgegen, aber nicht als ein schwindsüchtiges Mondscheinwesen, sondern als eine prächtige, kräftige deutsche Frau, die jebermanns Herz gewinnen muß, als eine Frau von tiefer Religiosität, von heiterem Temperament, von rastlosem Fleiß und unermüdblicher Pflichttreue, demütig in ihrem Glück und durchdrungen von der Erkenntnis, daß das Schicksal ihr nur deshalb so viel gegeben, damit sie mit jenen teile, denen vielleicht das Notwendigste versagt worden.

Und deshalb will ich ihr Leben in diesen Blättern darstellen, ganz so, wie es verlaufen ist, ohne allen märchenhaften Aufputz — das Bürgerkind, welches der Kaiserjohn gefreit — das allein klingt ja wie ein Märchen, was bedarf es da noch der Ausschmückungen? Sie wurde 1527 als Tochter des großen Augsburger Kaufherrengehlchts der Weller geboren — ihrer Mutter Schwester, Katharina Adler, war an Georg von Logan vermählt, der 1554 als Bizekanzler von Böhmen starb, worauf Katharina bei ihrem Sohn, dem Burghauptmann von Brzesnic, lebte. Auf Brzesnic zum Besuch bei ihren Verwandten lernte Philippine den Erzherzog Ferdinand, der damals Statthalter von Böhmen war, kennen, gewann im Sturm sein Herz und wurde im Januar 1559 zu einem Vergleich mit einer beiderseitigen Verschreibung. In dem der Erzherzog und seine Gattin den Kaiser um Vergebung baten, gestanden sie, „größlich“ gegen die kaiserliche Majestät gehandelt zu haben, und verpflichteten sich eidlich zur Geheimhaltung der Ehe auf ewige Zeiten. Hinsichtlich der Kinder wurde die Unfähigkeit der fürstlichen Succession festgesetzt, nur im Falle das Haus Oesterreich im Mannesstamme aussterben würde, sollten die Nachkommen aus dieser Ehe in dessen Rechte treten; alle Kinder Philippinen's erhielten indessen jogleich das habsbürgische Wappen, den Titel „von Oesterreich“ und volle Steuer- und Zollfreiheit im ganzen römischen Reiche. Die Personen, welche von dem Schritte des Erzherzogs unterrichtet werden durften, waren in der kaiserlichen Urkunde namentlich aufgeführt, und ihr Kreis wurde von Fall zu Fall durch speziellen Erlaß des Kaisers erweitert; zuerst waren nur die Mutter Weller, Katharina von Logan, die Amme, ein Kammerfräulein, Ferdinands Oberstkammerer und Philippinen's Hofmeister eingeweiht; später wurden auch Ferdinands Brüder, Max und Karl, ins Vertrauen gezogen, welche, als sie das „größliche“ hörten, „zum allerhöchsten entsetzt und bekümmert“ waren und „auch allerhand Beschwörung darinnen eingewandt“ haben. Der Zufall Philippinen's bei dem Kaiser, den Redwitz so ergreifend schildert und unzählige Maler mit Aufwand der herrlichsten Farben dargestellt, ist nie vorgekommen, ebensowenig wie das berühmte, in Wort und Bild gefeierte erste Zusammentreffen des Paares auf dem Reichstage zu Augsburg, denn Ferdinand hat sich gelegentlich jenes Reichstags gar nicht in der Begleitung seines Vaters befunden. Philippine blieb die ersten Jahre ihrer Ehe in Brzesnic, siedelte dann nach der kaiserlichen Burg Bürglich über und begleitete endlich ihren Gemahl, als dieser nach seines Vaters Tode 1564 die Regierung seiner Erblande antrat, nach Tirol. Um das Geheimnis der Ehe besser zu bewahren, wurde auch die Geburt der Kinder verheimlicht, das heißt, kaum war eines geboren, so wurde es von der Logan „für ehrlich gelegt“, von irgend einem Schloßdiener gefunden und als vorgebliches Findelkind von der Herrschaft aufgenommen und erzogen. Dieser Zwang, der sich nach und nach bis zur Unerträglichkeit steigerte, dauerte ziemlich lange, und erst, als der älteste Sohn Andreas 1576 Kardinal werden sollte und zu diesem Zwecke seine legitime Geburt nachgewiesen werden mußte, ließ sich der Erzherzog vom Papste seines Eides entbinden; bald darauf wurde seine Ehe auf das Zeugnis seines Beichtvaters Cavalieri, der ihn getraut, und der Logan, „die das alles gesehen“, anerkannt und veröffentlicht. Philippine sollte jedoch diese Genugthung nicht lange genießen, sie starb am 24. April 1580 im Alter von 53 Jahren.

Sie hat nie gesucht, eine politische Rolle zu spielen; ihr Wirken hat sich stets auf alle jene Gebiete beschränkt, auf welche die Frau auch in weniger glänzenden Verhältnissen oder in einer geringeren Lebensstellung angewiesen ist; der Erzherzog war mehr als streng, die Gegenreformation und seine Anbahnung von Wildfreveln lassen ihn uns als geradezu grausam erscheinen, und da hatte seine Gattin ein weites Feld, Gutes zu thun, indem sie nur Böses verhinderte; Philippinen's vortreffliches Herz mußte seine Schroffheit zu mildern, weshalb sich die Unterthanen gern an sie mit der Bitte um Fürsprache wandten, aber nirgends findet sich in den vielen erhaltenen Akten jener Zeit eine Spur davon, daß sie sich in Sachen gemischt hätte, die sie nichts angingen. Sie war in Wahrheit eine Mutter der Bedürftigen und Bedrängten, und noch lange nach ihrem Tode konnte man die Leute sagen hören: „Wir haben an unserer guedigsten Frau ser ibl verloren.“ Vor allem aber war sie eine überaus zärtliche Gattin und Mutter und eine vorzügliche Hausfrau.

Auf die letztere Eigenschaft that sie sich auch nicht wenig zugute; so erfreute sie den Herzog Alfons von Ferrara, der ihr von allem Anfang an freundschaftliche Verehrung entgegengebracht hatte, oft durch Erzeugnisse ihrer Kochkunst und sandte ihm einmal mehrere „Fäßl eingemachte Preislbeeren“. Auf das Essen wurde im sechzehnten Jahrhundert überall ein großer Wert gelegt, und die Wellerin war in diesem Punkte ein echtes Kind ihrer Zeit — von Diät wollte sie ebensowenig wie der Erzherzog etwas wissen, daher bei beiden in späteren Jahren

die Karlsbader Kuren notwendig wurden. Im Februar 1579 kam Herzog Ferdinand von Bayern, von Venedig heimkehrend, durch Tirol und sprach auf Ambras vor: „Da hatt uns die Philippina ze nacht in ir zimber geladen, allsz usz Majorica in kleinen schüzseln zeessen und ze trinken geben, statlich tractirt, nach solcher malzeit ein danz gehalten, darnach ein jeder schlafen gangen.“ Was sie ihren Gästen vorsetzte, hatte sie oft selbst gekocht, denn sie nahm es mit jedem Küchenchef auf und hat uns als Beweis hierfür ihr Kochbuch hinterlassen, das sie selbst geschrieben hat und das auf 136 Blättern eine große Zahl von Speisenrezepten enthält.

Da finden wir die köstlichsten Sachen, wie Weintrauben- und Kriebstorte, Gansleber- und Ochsenzungenpastete, Spritzkiechl, gefüllte Eier, Hechtinmachen auf ungarisch, Wildbret aus Rindfleisch, weiß gefülltes Kraut, ja sogar unser Marzipan und Lebkuchen sind nicht vergessen, bei mehreren Rezepten aber steht die Randbemerkung: „Dies ist besser als das frühere, ich hab' es selbst versucht.“ Damit nun meine Leserinnen wissen, wie Philippine gekocht hat, möge hier nur ihre Anweisung zur Bereitung von Weinbeermus Platz finden: „Wiltu ein Weinbeermus machen. So nim berla und wasch sauber und strys wol und ain brosen brott daran und, wanns klein gestosseu ist, so nim ain wein und dreibs durch ein syblin dar an gibz kalt oder warm, ist aber ein kranker, der hys hatt, so nim für den wein ain ungefaltzten Hennenbrie, die außz magerst ist, ist im fast gutt.“

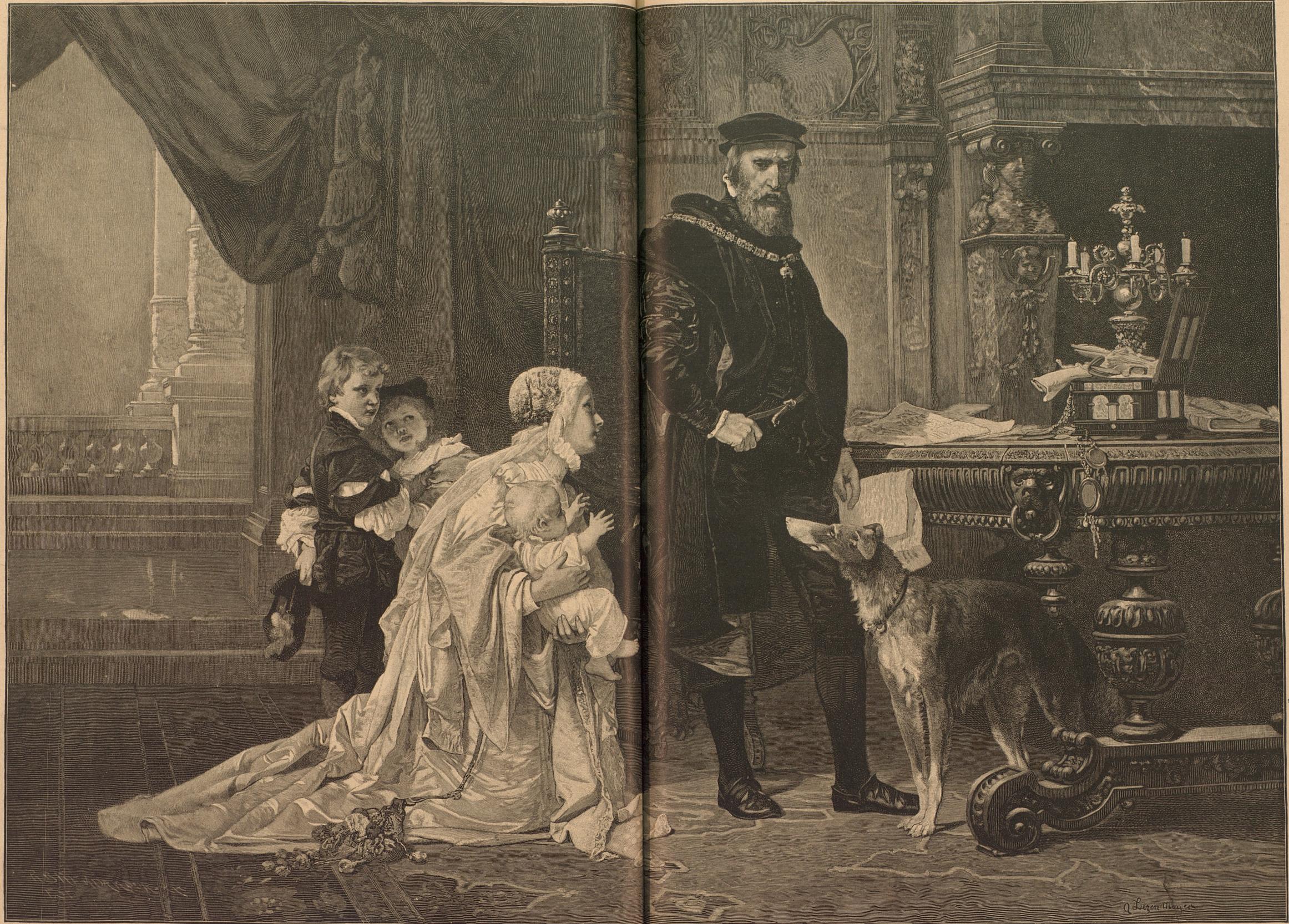
Aus dem Schlußsatz sehen wir zugleich, daß es der hohen Köchin nicht bloß auf das Kochen ankam, sie hatte vielmehr von ihrer Mutter die Leidenschaft am Apothekern geerbt. Als die alte Wellerin drüben jenseits Innsbruck auf der Weiberburg hauste, stand sie in lebhaftem Verkehr mit der Tochter und dem Schwiegerjohn, und da letzterer in späteren Jahren viel lebend war, kurierte sie mit Vorliebe an ihm herum. Plagte den Erzherzog nach dem Wahl Kopfschmerz, so bereitete Mutter Weller kühlende Tuchumschläge, gegen Magenbeschwerden reichte sie ihm Pilsen, die sie an ihren eigenen Leuten schon erprobt, und gegen Atemnot ein Wasser aus gekochten Korinthen gebraut. Mit Philippinen konnte die Mutter jedoch keinen Vergleich aushalten; jene hatte viel Zeit auf das Studium von Kräuterbüchern verwandt und verstand mehr von der Arzneikunde als mancher Arzt, der sich zu Padua den Doktorhut geholt hatte, und selbst Handjch gesteht in seinem oben erwähnten Tagebuch zu, daß sie ihm manches Mittel empfahlen und bereitet habe; dabei zählt er auch eine Menge Kranke auf, die er mit ihr gemeinsam behandelt. In Ambras hatte sie eine wohl-eingerichtete Apotheke, wo sie selbst mit dem sachkundigen Gorin Guaranta die Arzneien bereitete. Ihr Rezeptbuch kennt den Rosenstrup und Rosenhonig, alle möglichen Fruchtäfte und Latwergen, Gurgel- und Zahnwasser, Magenpulver, Medikamente gegen Grimmen, Fraisen, geschwollene Mandeln, Husten, Schwindel und Schwindel, gegen Gicht und Unterleibsleiden. Einen wasserjüchtigen Tagelöhner heilte sie mit Absynthendöl, einen Fieberkranken mit einem Trunk aus der Benediktenerwurz. Das geeignetste Objekt für ihre Samariterdienste hatte sie jedoch in nächster Nähe, denn der Erzherzog war seit dem zweiten ungarischen Feldzug fast immer krank und fand in Philippinen die sorgsamste Pflegerin, die ihm nach und nach ganz unentbehrlich wurde. Ferdinand entfernte sich nicht mehr von Ambras ohne seine Gattin, die Reisen nach Karlsbad wurden allerdings zum Teil auch ihretwegen unternommen, denn sie pflegte dort immer fleißig zu baden und Brunnen zu trinken. Was für Kuren aber selbst den Frauen in jener Zeit am segensreichen Sprudel zugemutet wurden, erhellt daraus, daß Philippine 23 Tage lang jeden Vor- und Nachmittag ein Bad nahm, das mit einer Stunde Dauer begann und mit sechs Stunden aufhörte, sodas sie schließlich täglich zwölf Stunden im Wasser zubringen mußte.

Das Bild der Wellerin wäre nicht vollständig, wollte ich die kleinen, von ihr komponierten Lieder nicht erwähnen, welche sich in Innsbruck in Privatbesitz befinden, eine Reliquie, die um so interessanter ist, als zeitgenössische Berichte wohl melden, daß die Herrin von Ambras gar kunstfertig gesickt, daß sie mit kräftiger Hand den Bogen gespannt und sich beim Armbrustschießen häufig das kostbarste Beste erschossen habe, von ihrer musikalischen Begabung ist aber nirgends die Rede, und dabei scheint dieselbe doch nach den vorliegenden Beweisen verhältnismäßig nicht gering gewesen zu sein.

Die letzte Handschrift endlich, die aus Philippinen's Nachlaß stammt, ist ihr Gebetbuch. Jede Seite ist mit Tier- und Blumenbildern unrahmt, und bei jedem Gebete weist eine Goldinitialie mit einem Bildchen auf den folgenden Inhalt hin. Statt des Titelblattes ist ein Porträt des Erzherzogs aus seinen jungen Jahren eingestekt. Der Einband ist von schwarzem Sammet, aber durch langjährigen Gebrauch stark abgegriffen; Ecken und Schloffer sind vergolddet und mit erhabenem Email in weiß und blau geziert.

Als Herzog Ferdinand von Bayern gerade ein Jahr nach seinem ersten Besuch wiederum nach Ambras kam, gab's kein Wahl und keine Tanzereien in den Gemächern der Fürstin. Es war im April 1580, der Schnee begann auf dem Gebirge zu schmelzen, und im Südwinde blühten hoch oben am Carlkofel die ersten Anemonen. Man hatte vor wenigen Tagen die alte Tante Logan, Philippinen's treueste Freundin, begraben, und Philippine selbst lag im Sterben. An ihrem Lager hatte sich eine große Zahl befreundete und bekannte Personen eingefunden, an jebermann richtete sie noch ein liebes Wort und jedem, ohne Unterschied des Ranges, reichte sie die Hand. Sodann redete sie noch mit dem Erzherzoge, hat „ihn lieblich angesehen und ihm die rechte Hand geboten.“ Als ihr letztes Stündlein gekommen war, zündete der bayerische Herzog die Totenkerze an und hielt sie in die Nähe der Sterbenden. Philippine war noch bei vollem Bewußtsein und sprach zu ihm: „Ew. Liebden werden müed.“ Wenige Augenblicke später küfte sie das Abblaskreuzlein, das ihr der Pappt gefandt hatte, und versprach allen fromme Erinnerung, wenn ihr die Gnade des Himmels zuteil geworden. Mit den Worten: „Ich will bald bei dir sein“ entschlummerte sie ganz ruhig für immer.

Am folgenden Tage wurde ein landesfürstliches Mandat ausgegeben, welches alle Unterthanen von dem Heimgang der hochgeborenen Fürstin und Frau Philippina in Kenntnis setzte; es ward allgemeine Landesrauer angefragt, die „zeitlichen Freuden“ wurden auf mehrere Wochen eingestellt und Hochzeiten durften nicht unter Saitenspiel und Tanz abgehalten werden.



Holzschnitt von R. Brend'amour u. Co.

Philippine Welfer vor Kaiser I. Gemälde von A. Liezen-Mayer.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, München.

Sehr glücklich.

Ein Familienbild von Ida Boy-Ed.

(Schluß von S. 358.)

Nachdruck verboten.

Sobald sie noch weiter sprachen, wußte Regina nicht. Sie saß lange, lange still. Das Entsetzen hatte alle ihre Sinne gelähmt. Aus der langen, totenhaften Stille in ihrem Innern regte sich als erster Gedanke dieser, daß sie ihr ganzes Dasein an einen Mann weggeworfen hatte, den zu lieben — nicht der Mühe wert war.

Wie durch einen Blitz war ihr sein ganzes Wesen enthüllt, das zu durchschauen ihr vordem an Menschenkenntnis und an Willen zum Erkennen gefehlt! Denn sie liebte ihn so sehr, ach so sehr.

Sein sonniges Lächeln und seine dunklen Locken über der schönen Stirn. Und seine weiche Hand, wenn sie ihr die Wange strich. Und seinen übermütigen Mund, der einst so zärtlich küssen konnte. Ihr Haus war nicht sorgenvoll und arm in den Stunden, wo er bei froher Laune darin weilte. Er war die Poesie und das Glück in ihrem Leben gewesen; ihr Hoffen und ihre Jugend schienen ihr noch immer der Auferstehung zu harren, durch ihn.

Nun war er nichts als ein hübscher, oberflächlicher Mensch, der durch angeborene, anmutige Liebenswürdigkeit, ohne Absicht der Heuchelei, sich den Anschein gab, ein reiches Gemüts- und Seelenleben zu besitzen, und durch die Herzlichkeit aller Welt gegen ihn dazu gekommen war, sich selbst für einen guten und liebenswerten Mann zu halten.

Ein glänzend geschliffener Kieselstein, dem nur ihre Liebe den Wert eines Brillanten gegeben!

Das Wort der Rachel fiel ihr ein: „Ich habe Schatten geliebt, koloriert von meinem Feuer!“

Wie ein Blitz kam dies Erkennen, und wie ein Blitz verhuschte es. Dann deckte wieder die nächtliche Blindheit feiger Liebe diese Frauenseele.

Man konnte ihn retten, bessern. Er war verführt. Er war auch zu entschuldigen, denn sie — Regina — paßte gewiß schlecht zu seinem heitern Wesen.

Sie wollte mit seiner Mutter sprechen.

Aber Sprache und Stimme sind merkwürdig selbständige Dinge. Sie gehorchen nicht der Beherrschung und nicht der Selbsttäuschung, sie verraten das tiefste Leiden der Seele, die sich, feige oder mutig, verhehlen will.

Kaum begann Regina am andern Tage zu ihrer Schwiegermutter zu reden, zerfiel das Gedankengebäude von „Rettung, Entschuldigung, Verzeihung“, und der Jammer brach offen aus.

Aber da kam sie schon an. Die geistvolle Mama lachte über diesen „Schlingel“ von Philipp. Dergleichen müsse man nicht tragisch nehmen. Kleine Schritte vom Wege überfähre eine kluge Frau. Daß Regina eine Untreue schnell, wenn auch in Schmerzen, verzeihen wolle, daß ihr aber jene frivolsten Worte von „nur durch Heirat zu haben“ und „voilà tout“ am wehesten gehen, verstand die Frau gar nicht. Noch weniger begriff sie, daß Philipps Inanspruchnahme seiner Frau gegen jene Person Regina am tiefsten gekränkt. Sie fand gerade das sehr anständig von Philipp.

Philipp kam dazu. Er war ganz betrübt, daß seine kleine Frau seinetwegen weine, und gestand, daß er wirklich der Verzeihung bedürfe. Aber er sei eben mit anderm Maßstab zu messen und Regina müsse ihn eben so verbrauchen, wie er sei. Und er schmeichelte so lange, bis sie sich zu einem Lächeln zwang.

Seine Mutter war begeistert von seinem Benehmen, sie fand es beispiellos reizend und hatte die wunderliche Logik, daß Regina nun auch nicht mehr Philipps Freundschaft mit der Künstlerin stören dürfe.

Bald nach diesem Vorfall starben Reginas Eltern schnell nacheinander. Es stellte sich heraus, daß der Vater, klug bedacht, das Erbteil der Tochter unantastbar festgelegt hatte, sodaß ihr nur die Zinsen zukamen. Philipps Mutter war darüber empört und faßte es als eine Beleidigung des Toten gegen ihren Sohn auf. Philipp selbst sagte kein unartiges Wort, aber er kam in große Sorgen, denn mancherlei Schulden, die sich angehäuft hatten, dachte er mit dem Erbteil zu zahlen, an welches er nun nicht heran konnte.

Da gab Regina das Kapital ihrer Mitgift heraus, und somit änderte sich ihre Lage nur dadurch zum Bessern, daß die Schuldenlast aufhörte; ihre Einnahmen vergrößerten sich nicht.

In den ungeheuren Schmerz um den Verlust der Eltern mischte sich dennoch ein stumpfes Gefühl der Erleichterung. Nun wenigstens fragte der Vater nicht mehr so drohend: „Bist du glücklich?“ denn ach, sie fühlte, daß sie eines Tages doch herausgeschrien haben würde: „Nein, nein!“

Sie konnte sich mehr ihren Gedanken hingeben, war unbewacht, unbeobachtet.

Welch ein Irrtum! Sie hatte der sechs hellen, klugen Kinderaugen vergessen, unter deren Blicken sie lebte.

„Mutter, warum bist du immer so still?“ fragte die vierzehnjährige Tochter.

„Mutter, wein' doch nicht so viel, das ist so langweilig,“ sprach der Junge, welcher seinem Vater sehr ähnlich sah.

Und „früher war es lustiger bei uns,“ bemerkte die Jüngste.

Von da an wußte Regina es: Frauen müssen Helden sein. Sie kämpfen nicht in Schlachten, die einen blutigen Tag füllen und deren Andenken Jahrhunderte übertrahlt; sie kämpfen stille, lange, endlose Jahre, und niemand redet von ihren Siegen, und niemand sieht ihre Wunden.

Und von da an lachte Regina mit ihren Kindern und

vergoldete ihnen die kleinen Enttäuschungen mit Humor. So schien bald für die Kinder das Glück in ihrem Hause zu wohnen, sie waren heiter und wichtig, und stolz auf ihre Eltern.

Philipps Mama wußte nicht viel mit Kindern anzufangen. Sie sah sich manchmal Regina und die drei fröhlichen Kleinen durch die Vorgnette an und dachte, wie „das“ rührend anspruchslos sei. Und setzte bei sich noch hinzu: „Nun, Regina bescheidet sich vernünftig in den ihr zukommenden Grenzen.“

Im ganzen fand sie, daß die Kinder zu spießbürgerlich erzogen und zu streng gehalten wurden. Aber es wäre sehr mühsam und verpflichtend gewesen, sich in der Erziehung zu mischen, mochte also Regina thun, wie sie wollte.

Auch Philipp kümmerte sich nur um das Spiel, nicht um die Pflichten seiner Kinder. Er war ihr Abgott, ihr Sonnenschein, ihr Festtag. Seine strahlende Heiterkeit war ihr Lohn nach der Arbeit, und da seine Anwesenheit im Hause immer selten und ungewiß war, erschien sie stets als besonderes Geschenk.

Die Kinder rühmten ihn vor der Mutter und forderten stets von dieser Einstimmung in den Ruhm. Und Regina half immer weiter, dies Zauberbild mit neuen Farben lebendig zu erhalten.

Sie wollte lieber, daß die Neigung der Kinder ihr karger zugewogen werden sollte, wenn sie nur immer, immer in schöner Täuschung über den Vater blieben.

Zum Glück ihrer Jugend gehörte die Gestalt eines anbetungswürdigen Vaters.

Sie ward ganz erfinderisch darin, den Kindern die Lebensform ihres Vaters, der nichts that, zu erklären und zugleich von ihnen Fleiß als sittliche Daseinsbedingung zu fordern.

Sie lernte es, die Kinder in jeder Wesensschattierung zu beobachten und alles auszumergen, was sie vom Vater an Charakterschwächen ererbt hatten, und dennoch zugleich ihrer Phantasie den Vater als einen Idealmenschen zu belassen.

„Nicht wahr, Mama,“ fragte die älteste Tochter, „du hast das große Los vom Schicksal gewonnen, als du Papa heiratetest. Du bist doch sehr glücklich.“

„Sehr glücklich,“ wiederholte Frau Regina.

Und dabei zitterte sie vor dem Tage, wo aus den Werbenden reife Menschen geworden. Denn da mußte früher oder später das Erkennen kommen. Besonders die Älteste hatte so kluge Augen und so schnellen Verstand.

Regina aber war, als würde die Scham sie dann töten. In dem frommen Heuchelspiel mit den Kindern hatte sie gleichsam ihr eigenes wundes Herz mit besänftigt und sich angewöhnt, den Irrtum ihres Lebens mit allerlei lieblichen Flittergold zu verhüllen. Wenn die junge Zna nun eines Tages den Vater in seiner wahren Gestalt sah?

Bei solchem Gedanken regte sich's wundersam in dem müden Frauenherzen. Die alte, unsterbliche Liebe aus Jugendentagen ward lebendig und wollte nicht ertragen, daß eines andern Menschenauge Philipps Hohlheit durchschaue.

Die junge Zna, welche der Mutter in allem gleich, bis auf die sammeldunklen Augen, welche ihr vom Vater kamen, die junge Zna hatte alles gelernt, was sie sollte. Ein Examen war bestanden und nun hieß es: in die Welt hinaus und verdienen.

Der Jammer des Abschiedes dämpfte bei der Mutter die Erwägung, daß es für das Fortbestehen des „Glückes“ im Hause besser sei, wenn das erwachsene Mädchen nur noch als Gast einkehre.

Zna hatte in einem wohlhabenden Hause auf dem Lande eine Stelle als Erzieherin gefunden.

Sie schrieb, daß es ihr gewiß nicht leicht falle, sich in den neuen, wenn auch noch so freundlichen Verhältnissen zurechtzufinden, denn wenn man eine so herrliche Jugend in einem so glücklichen Elternhaus verlebt, erscheine zunächst jede andere Häuslichkeit arm an Freuden.

Und ein andermal schrieb sie, daß die Hausfrau, die noch jugendliche Mutter ihrer Zöglinge, ihr Freundin geworden und daß hauptsächlich ihre — Znas — lebendigen Erzählungen von ihrer glückdurchwehten Heimat die junge Frau ihr so gewogen gemacht, denn auch diese halte ihre Kindheit als schönste Erinnerung hoch.

Diese Berichte wurden für Frau Regina ein Quell des Segens. Tief in ihrer Seele begann sich's zu regen, nur erst wie ein zagendes Ahnen, daß das Leben voll von geheimen, ausgleichenden Kräften sei und daß es vielleicht für eine Frau noch andere, edlere und unzerstörbarere Formen von Glück geben könne, als nur die eine, durch den Mann.

Zna wußte artig zu schildern. In ihren Briefen traten alle Personen ihrer neuen Umgebung auf, sodaß die Mutter schon jeden einzelnen zu kennen glaubte. Neuerdings wurde der Bruder der Hausfrau viel genannt, ein junger Arzt, der zum Besuch gekommen sei, um sich von den Anstrengungen einer schon erstaunlich großen Praxis zu erholen.

Bald wußte Regina auch, daß dieser Mann der beste, klügste und edelste von allen Menschen, und wenn auch nicht schön, so doch sehr stattlich sei. Und so ernst und so fleißig und so ehrgeizig — kurz, die junge Zna war in ihn ganz verliebt.

Die Sorgen nehmen nie ein Ende, dachte das arme Weib. Ob man Zna nun nicht fortnehmen müsse aus der guten, einträglichsten Stellung? Ihr Herz konnte leiden, dann ihre Gesundheit.

Philipp lachte dazu. „Mädchenträume,“ sagte er, „die wollen geträumt sein, wenn das Herzchen auch einmal blutet.“

In langen, schlaflosen Nächten entwarf Regina in Ge-

danken dutzendweise Briefe, mit denen sie Zna zurückerufen wollte. Aber am Tage fehlte ihr der Mut, mit solchem Donnereschlag in den Himmel des Kindes zu fahren.

Dabei schrieb Zna immer seltener, die Geschwister halfen der Mama schon, ängstlich dem Postboten aufzulauern.

Eines Tages stürzte die Jüngste ins Zimmer.

„Ein Brief mit dem Poststempel von da. Aber nicht Znas Handschrift,“ meldeten sie schon in der Thür.

Frau Regina fühlte, daß ihr die Knie zitterten. Sie war so sehr an Kummer gewöhnt, daß sie nur einen neuen herankommen sah. Sie zögerte, den Brief zu erblicken — man erfährt das Schlimme immer noch schnell genug.

Und erst das Drängen der Kinder bestimmte sie zu lesen:

„Hochverehrte gnädige Frau! Ich komme mit der größten Bitte zu Ihnen, welche ein Mann an ein Mutterherz richten kann. Ich will das liebste, schönste Kleinod Ihres Lebens für mich haben, denn ich liebe Ihr herrliches Kind, Ihre Tochter Zna. Selbst unter den Augen einer trefflichen, leider schon verstorbenen Mutter erwachsen, kann ich so ganz verstehen, was Sie Ihren Kindern waren und sind. Eine Mädchenblume wie Zna konnte nur in der Atmosphäre eines glücklichen Hauses, nur behütet von der selbstlosesten Liebe erwachsen. Und um so inniger zieht mich dies an, seit ich von Zna weiß, daß Sie nicht mit Glücksgütern gesegnet sind, sondern den Frieden der Jugend ihrer Kinder oft gegen Sorgen tapfer verteidigt haben.“

Wie doppelt glücklich bin ich deshalb, auch Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl sagen zu dürfen, ich bin zwar kein reicher Mann, aber kein unbemittelter, und mein Streben ist bereits durch eine einträgliche Praxis belohnt.

Wollen Sie mir gestatten, zu Ihnen zu kommen, damit Sie selbst prüfen, ob Sie meinem Wesen vertrauen können. Denn so großes Vertrauen, ich fühle es wohl, kann nur zögernd und nur nach ernstlicher Prüfung gewährt werden.

Zna, ich darf doch schon sagen, meine Zna, denn ich weiß mich geliebt, wird wenige Stunden, nachdem Sie diese Zeilen empfangen, an Ihrem Herzen sein. Es drängte sie, in die treuesten Mutterarme zu eilen. Rufen Sie auch mich, und ein Uebergelückter folgt dem Rufe.“

„Mama,“ schrieb das kleine Mädchen, die Mutter umschlingend, „Mama, bist du krank? Du bist totenbleich. Mama, was hast du?“

Da lächelte Frau Regina aus halber Ohnmacht dem neu beginnenden Dasein zu und flüsterte:

„Ich bin sehr glücklich.“

Und fortan war dies Wort auf ihren Lippen kein Wort der Lüge mehr, sondern ein Dankesgruß an das ausgleichende Schicksal.

G. v. Bauernfeld und die Frauen.

Ein Erinnerungsblatt von Ernst Montanus.

Nachdruck verboten.

„Licht und Leid und Liebespein,
Jeder hat's erfahren,
Bis ins Alter King's hinein
Aus den jungen Jahren“

Jang der „Krisophanes von Wien“ schon in dem Gedichtband seiner „Gesammelten Werke“, und die lange Reihe von köstlichen, liebenswürdigen Mädchen- und Frauentypen, die der Verfasser von „Bürgerlich und Romantisch“ in seinen zahlreichen Theaterstücken geschaffen, giebt genugam Zeugnis dafür, daß er kein Weiberfeind gewesen; sondern daß das „Ewig-Weibliche“ ihn von jeher ebenso mächtig, wie vor ihm den „Olympier von Weimar“, angezogen hat.

Aber der „Herr Geheimrat“ hat zuletzt seine Christiane Vulpinus geheiratet, Bauernfeld dagegen ist unbewußt, gleich seinem großen Landsmanne Grillparzer, ins Grab gestiegen.

Bedeutende Männer gewinnen nicht immer, wenn sie heiraten. Die Ehe ist vorzugsweise für den Mittelschlag, und ein Ausnahmismensch, wie Lord Byron, macht die Frau unglücklich, oder er wird es selbst; ein geniales Weib aber, eine Dubevant, sucht ihre Ideale besser außerhalb der Ehe,“ meint er einmal in seinen „Erinnerungen“, und an einer andern Stelle: „Gewissen Frauen gilt alles, was nicht Galanterie ist, für Mathematik oder Griechisch. Die besseren und verständigeren dieser reizenden Wesen sind stolz auf einen ausgezeichneten Mann, der auch sie auszeichnet, nur soll er sich nicht allzu sehr in die Idee vertiefen, die in ihm arbeitet. Er darf Wissenschaft oder Kunst treiben, aber um ihrer willen seine Gebieterin ja nicht in geringsten vernachlässigen.“

Vielleicht haben ihn Erwägungen dieser Art abgehalten, den Hund fürs Leben zu schließen, obwohl so manche Schöne es ihm in jüngeren Jahren angethan hatte, als er mit den Freunden Schwind und Franz Schubert schwärmte, lustige Landpartien machte und ein stotter Tänzer war. In seinen Tagebüchern ist viel von hübschen Mädchen und stüchtigen Liebesabenteuern die Rede, und aus derselben zuverlässigen Quelle wissen wir, daß ihn jahrelang (von 1821—1826) auch eine ernstere Neigung gefesselt hielt, die ihn beinahe bis vor die Stufen des Altars geführt hätte.

Klothilde hieß die Schöne, und auch eine ziemlich genaue Personalbeschreibung hat uns der zwanzigjährige Rechtsbesessene, der schon eifrig Verse und Theaterstücke machte, von ihr hinterlassen. „Sie ist siebzehn Jahre alt,“ heißt es da, „schlank, etwas über Mittelgröße, hat wunderbares blondes Haar und blaue Kinderaugen. Mund und Näschchen bezaubernd. Ihr Organ ist süß, und was sie spricht, wirkt schon bezaubernd durch die Art, wie sie es sagt. Ihr ganzes Wesen Anmut und Jungfräulichkeit. Was ist damit gesagt? Gar nichts! Und wenn die Personalbeschreibung in einem Paß stünde? Sie ist, was ist sie, und sie ist für mich. Das ist die Hauptsache.“ Da stürzte zunächst eine schwere Erkrankung der Geliebten das Verhältnis, und später erkalteten die Beziehungen der beiden, weil Bauernfeld mehr und mehr einsah, daß ihm seine unsichere Existenz als schlechtbesoldeter Subalternbeamter (erst 1843 brachte er es bis zum Konzipisten bei der Lotterie-

direktion mit 800 Gulden Gehalt) die Begründung eines eignen Hausstandes nicht gestatte. Klothilde war zwar nicht ohne Vermögen, aber der Frau wollte er nichts verdanken, und so kam es schließlich zum Bruch. Am 25. April 1827 trug er in sein Tagebuch die dick unterstrichenen Worte ein: „Gestern hat Klothilde geheiratet. Eine Last weniger!“ — damit endete dieser Jugendroman.

Erst nach mehr als zwanzig Jahren sah der Dichter die ehemalige Geliebte als verblühte Frau wieder, sein Herz hat aber nie wieder mit gleicher Macht für ein weibliches Wesen geschlagen.

„Mein Wort, sie hat es mir zurückgegeben.
So bin ich jetzt allein und frei —
Doch glücklich? Nein! Dazu gehören zwei!“

Schreibt er damals, doch eine zweite Klothilde wollte sich nicht wieder finden.

In den dreißiger Jahren verkehrte Bauernfeld viel in dem Hause des jüdischen Großhändlers Wacher, dessen Tochter Amalie und Helene für den Dichter, dessen Erstlingswerk sie im Burgtheater kennen gelernt hatten, schwärmten. Helene hatte im Gegensatz zu der blonden Schwester echt orientalische Züge, kastanienbraunes Haar und mandelförmig geschnittene, feurig dunkle Augen. Mit ihr spielte Bauernfeld fleißig vierhändig, und das interessante schöne Mädchen legte bald eine warme Anteilnahme für ihn an den Tag. Er setzt jedoch gleich hinzu: „Gelegentlich sagte sie mir aber: Sie sind wohl von Natur zur Liebenswürdigkeit geschaffen, aber nun ist es zu spät! Sie sind vertrocknet! Ein andermal mußte ich mir vorwerfen lassen: Die Gegenwart gilt Ihnen alles. Sie können in einem Augenblick der Aufregung eine ganze schöne Vergangenheit vergessen.“ Sie wollte mir auch meine üblen Gewohnheiten abgewöhnen, wie das Kneipen und Kartenspielen, sorgte dabei für meine Gesundheit, wie für mein Vergnügen. Sie schickte mir Mozarts Requiem, das ich mit ihr durchgespielt, samt einem Kranz von ihren Haaren. Ich hatte ein Gedicht nach ihrer Angabe gemacht. Sie fand es nicht übel, sagte aber: Ich kann das Allegorische nicht leiden. Ich wollte, Sie hätten statt „Sonne“ lieber gleich geschrieben „Helene.“

Damals hatte der Dichter noch seine Junggesellenwohnung in dem jetzt längst niedergefallenen alten Margarethenhofe, als Zimmerherr einer alten Dame, deren Obhut die junge Baronesse Marie Tinti anvertraut war, mit der Bauernfeld ebenfalls gern musizierte. „Verstanden wir uns musikalisch,“ berichtet er, „so gerieten wir über soziale und andere Fragen nicht selten in Widerspruch. Meine Ausfälle gegen Adel und Katholizismus, wohl auch gegen die Regierung, fanden bei der frommen und konservativen Katholikin kein geneigtes Ohr, und ich mußte häufig klein beigeben, um nur ihr Wohlwollen nicht zu verscherzen. Da sie mich auch als einen Streugut erkannte, so warf sie sich zu meinem Schachmeister auf. Alle Theaterhonore, welche in Dufaten einlangten, mußte ich ihr zur Aufbeahrung übergeben. Und es war nicht so leicht, etwas wieder von ihr herauszubekommen! Ihr harter Sinn ließ sich nur rühren, wenn ich meine Gesundheit vorschützte, zu deren Wiederherstellung oder Befestigung eine Fußreise unumgänglich nötig war, deren Kosten nun freilich den nicht allzu großen Faszernort bis auf wenige Goldstücke verschlangen. Marie mißbilligte auch meine häufigen Besuche bei Wachers. „Es heißt ja gar, Sie werden Ihre Jüdin heiraten!“ warf sie mir hin. „An dem Tage, an welchem Sie Gräfin Anersperg werden!“ erwiderte ich kampffertig. Freund Anton Anastasius Grün) hatte nämlich an ihr Interesse genommen. Sie wußte das und erröthete.“

Die Baronesse Tinti heiratete 1837 den Grafen Franz Montecuculi, und der Dichter sah die Jugendfreundin erst nach Jahren als Mutter mehrerer Kinder wieder; Helene Wacher aber vermählte sich später mit dem Hofrat Prantner, der sich unter dem Pseudonym Leo Wolfram als Romanschriftsteller bekannt gemacht hat.

Mit Vorliebe suchte Bauernfeld gegen Ende der dreißiger Jahre das gastfreie Haus des Juweliers Winkler auf, dessen Tochter Helene, die „nett und zierlich, voll Spirit, ein kleiner Sprühtausel“ war, er auf einem Balle kennen gelernt hatte. An den Gesellschaftsabenden versammelten sich dort viele geistreiche und künstlerische Elemente; man tanzte, musizierte, führte Charaden oder Sprichwörter auf und improvisierte Lustspiele. Unter den hübschen Freundinnen der Tochter des Hauses, die später die Gattin des Bankdirektors Th. Hornbostel wurde, befand sich eine, die auf das leicht zu entflammende Herz unseres Poeten einen lebhaften Eindruck machte; jedoch auch diesmal dachte er:

„Die Leute haben das Gesicht,
Sich täglich neu zu ennuyieren,
Sie nennen das Familienglück,
Ich mag davon nicht profitieren.“

So ist er denn Junggeselle geblieben, was ihn aber nicht abgehalten hat, noch in späten Jahren zu bekennen: „Gewisse kleine Schwächen und Unvollkommenheiten des Geschlechtes lassen sich nicht völlig wegleugnen, das hindert aber nicht, die Frauen trotz ihres Mangels an Konsequenz und Logik als die annützlichsten und bestrickendsten Wesen dieser überhaupt unvollkommenen Welt in Demut und Hingebung zu verehren.“

Einem solchen „Frauenlob“, mag er auch den Schalk im Nacken haben, können doch die Gwastöchter unmöglich gram sein; viele von ihnen — im aristokratischen Salon wie im Bürgerhause — machten sich vielmehr eine Freude daraus, den lebenswürdigen Dramatiker immer möglichst zu verhätscheln. Und wenn in seinem stillen Heim auch die waltende Hausfrau fehlte, so ließ es sich seine wackere Wirtschaftlerin Resi doch nach Möglichkeit angelegen sein, sie zu ersetzen.

Dieser treue Hausgeist des alten Herrn, den wir hier nicht vergessen dürfen, war nicht nur sein Majordomus und Mundtuch, sondern in den letzten Jahren auch noch sein Mundseifer und Sekretär. Der Resi hat er noch sein letztes Lustspiel „Die Hitzköpfe“, das ihn bis wenige Tage vor seinem Hinscheiden beschäftigte, in die Feder diktiert. Sie hat ihn treulich gepflegt, seit er in der Oberdöblingler Villa erkrankte, wo ihm zwei alte Freundinnen aus dem vormärzlichen „Salon Wertheimstein“, Frau Josephine von Wertheimstein und Baronin Sophie Todesco, für diesen Sommer gastliche Aufnahme bereitet hatten. Auch die Tochter der ersteren widmete ihm, als er sich durch eine Erkältung die verhängnisvolle Krankheit zugezogen hatte, eine echt kindliche Sorgfalt, was der Greis dankbar anerkannte. Jetzt ruht der „alte Bauernfeld“, den seine Freunde im

Scherz immer noch den „jungen“ nannten, von der rastlosen Arbeit seines langen Lebens aus. Geistig ist er auch in der That bis zuletzt jung geblieben, was er dankbaren Sinnes dem Einflusse edler weiblicher Elemente zuschrieb: „Wer hat den Frauen nicht zu danken? Auch abgesehen von aller Leidenschaft. Sie bewahren uns vor dem zu frühen Altwerden; denn nichts erhält so frisch oder frisch uns auf, wie weiblicher Umgang.“

Unsere Würzen und Genußmittel.

Nachdruck verboten.

Wo der Pfeffer wächst. *

Die alte Redensart: „Ich wollt', er wär', wo der Pfeffer wächst“ weist schon sehr drastisch darauf hin, daß das Heimatland dieses viel benutzten Gewürzes ziemlich weit von unserm Vaterlande, in dem diese Redensart gebräuchlich, entfernt sein muß. Und in der That muß der Pfeffer einen weiten Weg zurücklegen, bevor er in der Küche einer deutschen Hausfrau seine Verwendung findet.



Der schwarze Pfeffer (Piper nigrum) ist heimisch auf der Malabarhalbinsel Ostindiens, sowie auf Ceylon, Sumatra, Borneo und Java, er wird hier überall, ebenso auch in Hinterindien und Westindien, in großen Mengen kultiviert. Als eins der besten und unentbehrlichsten Gewürze hat er sich von Indien aus schon im Altertum über die ganze damals bekannte Erde verbreitet, und auch sein ursprünglicher Sanskritname „Pippali“, von den Perlern in „Pipari“ umgewandelt, ist — meist nur wenig verändert — fast in alle Sprachen übergegangen. Zur Zeit der Römer war der Pfeffer, der von Staatswegen hoch besteuert wurde, ein kostbares und sehr teures Genußmittel, und noch viele Jahrhunderte später, als die großen italienischen Handelsstädte, wie Venedig und Genua, fast ausschließlich den Pfefferhandel in Händen hatten, stand er noch sehr hoch im Preise, und große Reichthümer wurden von den Kaufleuten in diesen und noch manchen anderen Städten durch den Pfefferhandel erworben, woran ja heute noch der Spottname der „reichen Pfefferfäcke“ erinnert. Während des Mittelalters wurde er überall ebenfalls hoch verzollt, und sein Preis war ein derartiger, daß er sogar in der Zeit der Geldnot im vierzehnten Jahrhundert als Zahlungsmittel dienen mußte. Erst mit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien sank der Preis des Pfeffers, dessen gewinnbringender Handel nun lange Zeit von den Portugiesen fast vollständig beherrscht wurde. Allmählich verbreitete sich die Kultur des Pfeffers immer mehr, er wurde nach dem westindischen Archipel verpflanzt und in immer größeren Massen gewonnen; heute noch, wo England der Hauptträger des Importes ist, nimmt er in der Handelswelt unter den Gewürzen die erste Stelle ein. Die jährliche Produktion beläuft sich zur Zeit auf ungefähr 28 bis 30 Millionen Kilogramm, fast die Hälfte davon liefert die Insel Sumatra. Außer Europa sind die Hauptabnehmer China und alle indischen Länder, in denen Reismahrung vorherrscht, denn zu dieser täglichen Speise gebrauchen die Inder fast immer Pfeffer, und zwar meistens sehr reichlich.

Das Pfefferkorn ist die Frucht eines kriechenden oder kletternden Strauches mit vielfach gebogenen Zweigen und eisförmigen, zugespitzten, kurzgestielten Blättern; der Strauch erreicht eine Höhe bis zu 10 Metern. In den großen Pfefferplantagen Ostindiens werden die jungen Stecklinge reihenweise in bestimmten Abständen eingepflanzt, bei jedem Steckling wird eine Stange in den Boden getrieben, an der die junge Pfefferpflanze sich emporwindet, sodaß die ganze Anlage einer Hopfenpflanzung ähnlich sieht. Schon im ersten Jahre liefert der Strauch Früchte, aber nur in geringer Anzahl, vom vierten Jahre bis zu seinem zwanzigsten steht er in der kräftigsten Produktion, in dieser Zeit beläuft sich der jährliche Durchschnittsertrag eines Strauches auf 4 bis 5 Kilogramm.

Die Pfefferernte beginnt in den Plantagen, sobald an den hängenden Ähren die ersten der einsamigen grünen Beeren sich zu röthen anfangen. Die Ähren werden abgepflückt und gesammelt, die einzelnen Beeren von den Stielen gelöst und auf großen Platten ausgebreitet, wo sie entweder durch die Sonne oder über gelindem Feuer getrocknet werden. Die äußere Samenschale wird dadurch schwärzlich, schrumpft ein und bildet so die allbekannte runzelige Decke über das grauweiße Innere des Pfefferkorns.

Der weiße Pfeffer wird von derselben Pflanze gewonnen, er unterscheidet sich nur dadurch von dem schwarzen, daß er aus getrockneten reifen Beeren, von denen die äußere Samenschale entfernt ist, besteht; er ist wegen der Reife der Beeren und des Fehlens der Schale nicht so scharf wie der schwarze. Der beißende Geschmack und scharfe Geruch des Pfeffers rührt von einem in ihm enthaltenen Harz und einem ätherischen Oele her; das letztere ist aber nur zu einem Prozent vorhanden. Ein sehr scharfer Pfeffer, der jetzt in Europa nur noch wenig gebraucht, früher aber häufig neben dem schwarzen importiert wurde, ist der aus den Beeren vom Piper officinarum gewonnene sogenannte lange Pfeffer mit außen grauröthlichen, inwendig dunklen Körnern; er hat dieselbe Heimat wie der vorige.

In allen Tropenländern Asiens, ebenso in China und auf

* Vergl. Seite 259.

den Inseln des Stillen Ozeans wird außer dem genannten noch der Betelpfeffer (Piper Betle) kultiviert; er ist ebenfalls ein Kletterstrauch, von dem aber nicht die Früchte, sondern die brennend scharfen Blätter benutzt werden. Ein Stück Aracamuß (von der Aracapalme) wird, mit etwas gebranntem Muscheltalk bestreut, in ein Blatt des Betelpfeffers eingewickelt und zum Kaufen in den Mund gesteckt. Durch das Betelkauen, welches erhitend wirkt, werden die Zähne dunkel und der Speichel rot gefärbt; es soll die Zähne gesund erhalten und gegen Skorbut schützen. In den meisten Ländern des Orients ist das Betelkauen sehr gebräuchlich und beliebt; fast jedermann führt beständig seine Betelbüchse bei sich und bietet sie seinen Freunden und Bekannten zur Benutzung an, etwa wie bei uns der Schnupfer seine Tabakdose.

Außer den genannten verdienen der Rubebepfeffer und das Matico Kraut Erwähnung, da sie viel in der Pharmacie gebraucht werden und wichtige Arzneimittel sind; als Gewürz haben sie indes nur eine untergeordnete Bedeutung. Eine andere, nicht zu den Pfefferarten, sondern zu den Nachtschatten (Solaneen) gehörende Pflanze, den spanischen oder Cayennepfeffer, müssen wir ebenfalls zu den Pfeffergewürzen zählen. Der spanische Pfeffer (Capsicum longum) ist ein Strauch mit länglichen, in der Reife glänzend roten Schoten, die einen äußerst brennenden Geschmack besitzen und getrocknet und gepulvert den scharfen Paprikapfeffer darstellen. Manche Völker, vor allem die Ungarn, verwenden den Paprika fast ausschließlich zu ihren Speisen.

Wenn wir hiermit unsere Betrachtung über den Pfeffer schließen, so wollen wir nicht vergessen, der Hausfrau anzurathen, nur ganzen, d. h. ungemahlten Pfeffer einzukaufen, da jeder Pfeffer in gemahlenem Zustande argen Fälschungen ausgesetzt ist.

Dr. E. Staby.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Oktober“.

Fig. 1. Paletot aus velours du nord. Der hinten anschließende, vorn lose Paletot aus schwarzem velours du nord ist mit über Watteneinlage durchstieptem Atlasfutter versehen und, wie ersichtlich, vorn, sowie auf den Rückenteilen längs der Röhre mit einer Kurzbestickerei von schwarzer Seide ausgestattet. Der Paletot ist mit einem Medizistragen verbunden, vorn mit einer untergesetzten Knopfloppatte und Knöpfen zum Schließen versehen und längs des vorderen und unteren Randes, sowie am unteren Rande der weiten, gleichfalls gestickten Kermel mit einer 12 Cent. breiten Chenillefranse begrenzt. (Siehe auch die nebensiehende Rückansicht.)



1.

Fig. 2. Kleid aus Tuch und Sammet. Der 220 Cent. weite untere Rock aus Taffet royal ist am unteren Rande auf der Außenseite, sowie auf der Innenseite je mit einer 10 Cent. breiten, in Toffalten gelegten Frisur von Tuch garniert, innen außerdem mit einem schwarzen Spitzenvolant ausgestattet und hinten, 50 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, mit Bandschlingen versehen, durch welche Bänder zum Zurückbinden geleitet werden. Für den dem Rock aufliegenden Garniturteil ist ein entsprechend langer, 320 Cent. weiter Teil aus Tuch erforderlich, der hinten mit einem Schlitze versehen, am oberen Rande, je 35 Cent. weit von der vorderen Mitte entfernt, in zwei tiefe, nach hinten gekehrte Falten gelegt und an den Seiten nach Erfordernis eingereicht ist. Vorn liegt dem Teil, wie ersichtlich, ein in eine 10 Cent. breite Toffalte geordneter, 52 Cent. breiter gerader Stoffteil aus Tuch auf, der an den Längenseiten in 3 1/2 Cent. breite, 4 Cent. lange Zaden ausgeschnitten und daselbst mit Kurbellanguetten begrenzt, sowie mit einem 6 Cent. breiten schwarzen Sammetband unterlegt ist; wie die nebensiehende Rückansicht zeigt, hat man je der einen hinteren Falte einen 8 Cent. breiten, in gleicher Weise ausgeschnittenen und mit Sammetband unterlegten Tuchstreifen aufgestiept. Den oberen Rand des Rockes deckt gürtelartig ein Sammetband, das vorn, sowie hinten je mit einer Schleife endet. Die Taille, deren kurzer Schoß unter dem Rock getragen wird, ist vorn auf den Futterteilen, die mit Falten und Fesen geschlossen werden, mit Sammet bekleidet, dem, wie ersichtlich, ein nach oben zugespitzter, unten bis zur Seitennaht reichender Tuchteil übertritt, den man am Außerrande in Zaden ausgeschnitten, daselbst mit Kurbellanguetten begrenzt und an der einen Seite übergehalt hat; der breite bis zu den Vorderteilen reichende Rückenteil aus Tuch ist am Tailenabschluß leicht eingekräut. Oben stark eingereichte, der Abbildung gemäß mit Sammet bezierete Kermel aus Tuch, sowie ein teils aus lesterem Stoff, teils aus Tuch gefertigter Kragen, dessen vordere Ecken, wie ersichtlich, umgebogen sind, vervollständigen die Taille.



2.

Bezugsquelle der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson u. Co.

Eine hervorragende Porträtmalerin.

Nachdruck verboten

Eine vielbesprochene Künstlerin ist seit der letzten akademischen Kunstausstellung in Berlin Frau Wilma Parlaghy, welche uns bereits vor einigen Jahren durch ein Porträt Kossuths, wie durch ein geistvolles Selbstporträt vortrefflich bekannt wurde und welche diesmal zwei vorzügliche Bildnisse und ein Stillleben auf die Ausstellung gesandt hat. Die beiden Porträts sind Meisterwerke, die mit Recht allseitige Bewunderung erregen, vornehm in der Haltung, distret in der Farbengebung, die Zeichnung ist so vollendet, daß Kunstkenner und Laien sofort den Eindruck des Vollkommenen empfangen. Ein neuerstandenes übermächtiges junges Talent tritt uns in diesen Werken entgegen.

Das bis in die kleinsten Linien wohlgetroffene Porträt des allbekanntesten Abgeordneten Dr. Windhorst hat eine außerordentliche scharfe Charakteristik erfahren: durch das Porträt lernen wir den Menschen kennen. Da ist der feine satirische und doch liebenswürdige Zug um den etwas schief gezogenen Mund. Wie viele treffende spitze Pfeile lauern wie Schlangen in den scharf gezeichneten Mundwinkeln. Das klare Auge ist, obgleich seitwärts blickend und gedeckt durch mattblaue Gläser, doch scharf im Ausdruck. Wie meisterhaft ist das Heraus schauen aus der Brille wiedergegeben! Wie lebendig die kleinen, wohlgepflegten Hände, die im eigentümlichen Gegensatz zu dem großen ausdrucksvollen Kopf, zu der breiten, untersehten Figur stehen. „Der liebe Gott, als er mich modellierte, war just mit den Händen fertig, als er abgerufen wurde, darüber vergaß er das andere, das nun roh und ungestaltet blieb.“ So entschuldigte der geistreiche Mann humoristisch seine Häßlichkeit der Künstlerin gegenüber, als sie sein Bild malte.

Das zweite Porträt stellt eine Frau in mittleren Jahren, die kürzlich verstorbene Mutter der Malerin, dar. Auch hier verdient die vornehme Haltung der schwarz gekleideten Dame auf schwarzem Hintergrunde ungeteilt Bewunderung. Schwarz auf Schwarz — aber wie plastisch hebt sich die Figur heraus. Das schwarze Kleid mit Kreppbesatz, der schmale Sealfstirn-Kragen, die schwarzen langen Handschuhe, man sollte glauben, diese Trauerfarben wirken eintönig; doch wie verschieden ist diese Farbe nuanciert, wie wirkt Ton auf Ton zu einem harmonischen Accord! Aus dem dunklen Hintergrunde leuchtet das weiße, durchgeistigte Gesicht um so wirkamer hervor. Wäre nicht die moderne Kleidung, man könnte vermuten, vor dem Werk eines Holbein, Tizian, van Dyk, Velasquez zu stehen.

Wilma Parlaghy, am 15. April 1865 zu Hajdu-Dorog in Ungarn geboren, also noch im jugendlichsten Alter stehend, hat sich schon als ganz kleines Kind mit der Bleifeder auf Papier als Zeichnerin versucht. Bald fiel ihrer Umgebung das wunderbare Talent des Kindes, das alles, was es sah, richtig nachzeichnete, auf. Doch achtete man nicht sehr darauf, da die kleine Wilma, als sie in ihrem siebenten Jahre ihre ersten



berbare Talent des Kindes, das alles, was es sah, richtig nachzeichnete, auf. Doch achtete man nicht sehr darauf, da die kleine Wilma, als sie in ihrem siebenten Jahre ihre ersten

Klavierstunden erhielt, sich derart musikalisch veranlagt zeigte, daß Lehrer und Musiker, die man zu Rate zog, dem Kinde eine glänzende Zukunft als Klaviervirtuosin voraussagten. So wurde Wilma in Pest, wohin die Eltern inzwischen verzogen waren, zur Musikerin ausgebildet. Hier besuchte sie eines Tages mit ihrem Vater die Gemäldegalerie, und schnell erwachte in ihr der Wunsch, das, was sie dort gesehen, zu kopieren. Fast hätte sie ihre Arbeit nicht ausführen können, da es Kindern unter dreizehn Jahren verboten war, sich in Galerien Studiums halber aufzuhalten; so zog sie zu ihrem Alter, sie war damals zehn Jahre alt, drei Jahre hinzu. Bald auch mußten ihr die Familienmitglieder und Bekannte zum Porträtieren sitzen, und treffliche Bildnisse lieferte sie, ohne bisher irgend welchen Unterricht in der Malerei gehabt zu haben. Man hatte es in Pest mit einem Lehrer versucht, aber nach der ersten Stunde erklärte die kleine Wilma, nicht mehr zu ihm gehen zu wollen, da er nichts verstände. In ihrem 15. Jahre endlich, nachdem sie schon öffentlich als Klavier-Spielerin erfolgreich aufgetreten war, siedelten die Eltern nach München über, wo Wilma sich mit einem wahren Feuereifer auf das Studium der klassischen Maler stürzte. Als sie vor fünf Jahren München verließ, um nun ihren Weg selbständig als Malerin fortzusetzen, besaß sie schon eine goldene Verdienstmedaille, die sie bei einem Wettbewerb für ein Stillleben, das recht gut für das Werk eines alten Meisters gelten konnte, erhalten hatte.

Der greise Kossuth, den sie im Jahre 1886 in Turin porträtirt hatte, schrieb ihr begeistert folgendes in ihr Album, das in deutscher Uebersetzung ungefähr lautet: „Eine alte Sage erzählt von einem Stiefel, welcher mit jedem Schritt sieben Meilen zurückgelegt hat. Irgend dergleichen haben Sie im Besitz. Sie, so jung auf dem Gebiet der Kunst, haben schon einen langen Weg zurückgelegt, haben im Lenze Ihres Lebens ein schimmerndes Blatt im goldenen Buche der Kunst sich gesichert. Aber der Weg zur Vollkommenheit ist unendlich, also vorwärts mit den Siebenmeilenstiefeln, immer vorwärts — excelsior!“

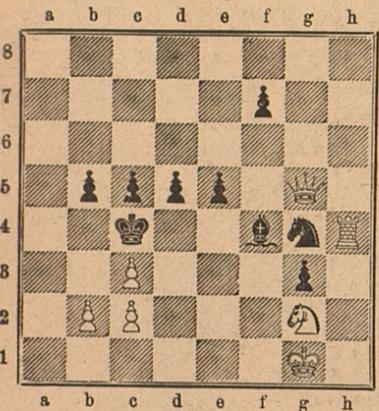
Seit 1887 hat Wilma Parlaghy ihren Wohnsitz in Berlin genommen. Doch jedes Jahr weilt sie einige Monate in Wien, um die vielen Aufträge der hohen Gesellschaftskreise, der Geburts-, der Finanzaristokratie und Künstlerwelt auszuführen. Ministerpräsident Graf Taaffe, seine Gemahlin und zwei reizende Töchter sind von ihr gemalt worden, auch Graf Schönborn, Minister Haleski-Bezeczny, Baron Königswarder, Erbprinzessin zu Schaumburg-Lippe, Herzogin von Oldenburg, der hochbetagte Dichter Bauernfeld und viele andere. Auf der Jubiläums-Ausstellung 1887 in Berlin erregte ihr Selbstporträt großes Aufsehen. Nebenbei bemerkt ist die junge Künstlerin eine hervorragende Schönheit, besonders ist es das dunkle, ausdrucksvolle Auge, das viel Temperament und künstlerische Feuer verrät, das Feuer, das sie vorwärts treibt — vorwärts, excelsior!

f. h.

Schach.

Aufgabe Nr. 275.

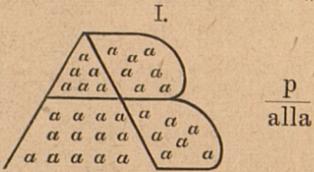
Von E. Elson.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Zwei französische Rebusse.

Dem sehr unterhaltenden Werken: „Studierlampe“, herausgegeben von Dr. A. Sammler, dessen zweite Auflage kürzlich im Verlage von Kurt Anz in Werbau (Sachsen) erschienen ist, entnehmen wir die beiden folgenden artigen französischen Rebusse:



Friedrich II. an Voltaire: $\frac{p}{6 \text{ heures}} \text{ à } \frac{6}{100}$

Antwort Voltaires: G a

Magisches Buchstabenquadrat.

A	A	A	A
A	D	D	E
E	I	I	M
R	R	S	S

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die vier senkrechten Reihen gleich den entsprechenden wahren lauten. Die vier Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen:
1. Einen Gott der Griechen, 2. eine beliebige Oper, 3. ein Spiel, 4. einen Fluß in Deutschland.

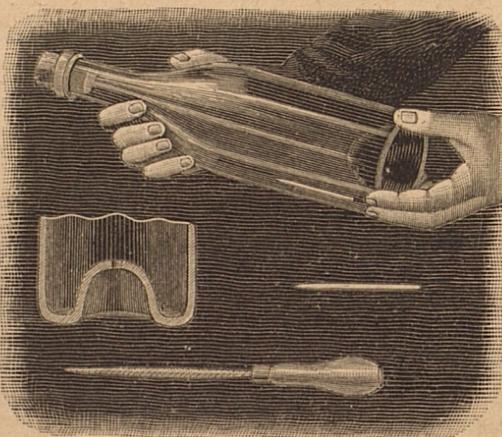
Zickzack-Zahlenrätsel.

- | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|--|
| 16 | 11 | 16 | 17 | 14 | 16 | eine Gedichtform, |
| 14 | 4 | 9 | 14 | 16 | 1 | ein griechischer Stamm, |
| 16 | 8 | 9 | 5 | 16 | 11 | der Schöpfer eines berühmten deutschen Denkmals, |
| 16 | 12 | 16 | 3 | 18 | 16 | eine Aufkündigung des Gehorsams, |
| 6 | 4 | 1 | 18 | 3 | 12 | ein deutscher Dichter, |
| 14 | 15 | 4 | 11 | 5 | 16 | eine Wagner'sche Frauengestalt, |
| 16 | 1 | 2 | 3 | 1 | 18 | eine deutsche Stadt, |
| 10 | 8 | 11 | 11 | 14 | 8 | ein Heerführer der Westgoten, |
| 11 | 16 | 15 | 8 | 17 | 16 | ein französischer Romanschriftsteller, |
| 14 | 15 | 12 | 8 | 16 | 11 | ein alttestamentlicher männlicher Name, |
| 1 | 8 | 19 | 7 | 16 | 11 | ein alttestamentlicher weiblicher Name, |
| 16 | 12 | 14 | 11 | 14 | 16 | ein weiblicher Name. |

Ist alles gefunden, so nennen sowohl die Anfangs- als auch die Endbuchstaben der Zahlenspalte die drei vierstellige Wörter. Liegt man dagegen von oben rechts im Zickzack die End- und Anfangsbuchstaben, so ergeben sie ein deutsches Sprichwort.

Allerlei Kunststücke.

Einen Nagel in eine verschlossene Flasche zu bringen, ohne den Kork abzunehmen, ist eine Aufgabe, die kaum anders als mit Hilfe eines Kunstgriffes zu lösen ist, wie wir ihn im folgenden angeben wollen. Man bohre in dem Boden der Flasche (aus farbigem Glas) mittels einer kleinen Rundspitze (Rattenschwanz) ein Loch, groß



genug für den Durchgang eines Nagels (Drahtstiftes). Man läßt zu dem Ende die Feile erst einigemal auf das Glas fallen, bis eine kleine Vertiefung entsteht, die dann durch Bohren erweitert wird. Hält man nun dies Loch mit dem Finger zu, füllt und verkorkt die Flasche, so wird nach dem Entfernen des Fingers kein Tropfen Wasser ausfließen, sodas das Vorhandensein des Loches nur dem Eingeweihten bekannt ist. Es ist nun ein Leichtes, den Nagel unbemerkt in die Flasche zu schieben und damit die Zuschauer zu täuschen.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. G. L. in R. Gegen Nasenröthe wird von Dr. med. F. Buzzi in Berlin Thiel, beziehungsweise Thiel'seie empfohlen.

Abonnetin F. V. Das fragliche Parfüm ist uns nicht bekannt, der Verkäufer sicher nicht der Fabrikant. Es steht außer Frage, daß gleichwertige Rosenparfüms jede größere Parfümeriefabrik Deutschlands anfertigt.

Haushalt und Küche. Fr. S. in B. Als ein vorzügliches neueres Rezept zur berühmten Hamburger Kalbsuppe wird uns folgendes gerühmt. Dide Male reibt man tüchtig mit Salz ab, wäscht sie, schneidet sie in passende Stücke, wobei man Kopf und Schwanzspitze entfernt, und tocht sie (am besten am vorhergehenden Tage) mit Weißwein, wenig Essig, Salz, Pfefferkörnern und Lorbeerblättern weich und stellt sie mit ihrer Brühe kühl. Euden tocht man ganz kleine Birnen in Wein mit Zimmt und ganz wenig Zucker weich und stellt sie kühl. Dann tocht man am folgenden Tage aus Fleischabfällen und Knochen mit Hilfe von Viebig's Fleischextrakt eine kräftige Fleischbrühe, giebt nach dem Abschäumen nach einer Stunde Kochens einen Keller feinwürfelig geschnittener Möhren, halb soviel Petersilienwurzeln und eine zerkleinerte Sellerieknolle in die Brühe und fügt alsdann gehackte Kalbkrauter (die Menge richtet sich nach persönlichem Geschmack) als: Majoran, Thymian, Trüppmadam, Rumpinkel, Estragon, Salbei, Sauerampfer, Petersilie, Porree und Sellerieblätter hinzu. Nach zwei Stunden entfernt man Fleisch und Knochen und tocht nun noch einen Teller ganz zarter Erbsen und Blumentohlkröschen in der Suppe weich und verdirkt diese mit einem hellen Buttermehl, würzt sie mit Pfeffer und kräftigt sie mit 20 Gramm Viebig's Fleischextrakt. Kalbfleisch und Birnen hat man inzwischen erwärmt, legt von ihnen einen Teil in die Suppe, sowie kleine, eben vorher bereitete Schwammkloßchen und giebt die Suppe zu Tisch. Den übrigen Mal und die Birnen giebt man gesondert zur Tafel, entfernt auch aus der etwa übrig bleibenden Suppe Kal- und Birnenstücke, damit die Suppe keinen Fischgeschmack annehme, und kann dann die Suppe am folgenden Tage, falls sie kühl steht, noch einmal wärmen und wieder reichen.

Verschiedenes. G. L. in R. Ist der zum Nagen bestimmte Gegenstand ein Tablett, so wird die Aetzflüssigkeit 1 Centimeter hoch hineingegossen; eine Metallplatte oder Steinplatte legt man für den gleichen Zweck in eine passende Schale aus Steingut oder Porzellan und giebt dann die Salpetersäure in erforderlicher Höhe auf. Selbstverständlich müssen bei letztgenannten Gegenständen die nicht der Aetzflüssigkeit auszufehenden Rück- und Querswände mit Leinwand bedeckt sein.

A. V. in D. Für die Dekoraton des Porzellans in der Manier der neuerdings mit Recht wieder beliebt gewordenen Meißener Blumenmalerei sind in den Vorlagen zum Porzellanmalen von A. Göppinger (1. und 2. Sammlung, jede Mappe 4 Mark), Verlag von Fr. Bassermann in München, vortreffliche Vorbilder gesammelt und veröffentlicht worden. Neben buntfarbenen Blumenbildern finden sich auch einfarbige in den beliebten braunvioletten und purpurnen Tönen. Den Vorlagen ist eine praktische Anleitung zum Porzellanmalen beigegeben.

P. V. S. Rhein. Leider nach Form und Inhalt gleich unverwendbar. Manuskript steht zur Verfügung.

Abonnements

auf das vierte Quartal (Oktober, November, Dezember) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum

Preise von 2 1/2 Mark

(in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. expl. Stempel)

angenommen. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartal bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert.

Administration des „Bazar“.